

Divergierende Trends bei den sozialen Netzwerken

Facebook lässt Twitter alt aussehen



CHRISTOF LEISINGER

Die sozialen Netzwerke beschäftigen die Welt – auch den Medienbereich. Dort wird oft der Eindruck erweckt, als ob ohne rasch zunehmende Werbemöglichkeiten im virtuellen Raum kaum noch etwas ginge und als ob dort die Zukunft liege. Die Euphorie ist enorm. Nichts scheint unmöglich, in einer Zeit, in der anscheinend ein kleines, intelligentes Kommunikationsgerät, ein guter Zugang zu einem Telekommunikationsnetz und etwas Software genügen, um die Welt aus den Angeln zu heben – sei es technologisch, sozial, medial, ökonomisch oder auch in anderen Belangen. Ob das am Ende auch wirklich so sein wird, ist noch eine offene Frage – ein weites Feld, um es literarisch zu formulieren.

Alleine schon der Blick auf die Entwicklung von Facebook und Twitter, zwei Ikonen des «sozialen Internets», hinterlässt mit Blick nach vorne einen ziemlich zwiespältigen Eindruck. Dieser entsteht sowohl in Bezug auf die Entwicklung der Kurse der vergleichsweise jungen Aktien als auch auf die operative Performance der beiden Firmen. Die Papiere von Facebook haben seit dem Börsengang um 215 Prozent zugelegt, und der beeindruckende Aufwärtstrend lässt Fachleute

weitere Avancen prognostizieren. Facebook hat am Aktienmarkt nun einen Wert von 343 Milliarden Dollar und zählt inzwischen zu den «wertvollsten» der börsengehandelten Unternehmen. Bei Twitter ist das Gegenteil der Fall. Dessen Aktien haben seit dem Börsengang nach einem vorübergehenden Höhenflug 43 Prozent verloren, und der nach unten zeigende Trend lässt künftig nicht viel Gutes erwarten. Das Unternehmen bringt gerade noch etwa 10 Milliarden Dollar auf die Waage. Bemerkenswert ist auch die Reaktion der Kurse der beiden Papiere auf die Vorlage der jüngsten Quartalsberichte in dieser Woche. Die Aktien von Twitter haben unmittelbar nach der Veröffentlichung um bis zu 16 Prozent nachgegeben, wohingegen die Facebook-Papiere innerhalb ihres Aufwärtstrends um bis zu 11 Prozent zulegten.

Die verblüffende Diskrepanz in beiden Belangen lässt sich nach einem Blick auf die unternehmerische Entwicklung der beiden Unternehmen schnell erklären. Während Facebook ungeachtet aller Skepsis und der inzwischen erreichten Grösse schnell und auch sehr profitabel wächst, hat Twitter Probleme, bei zurückgehenden Erlössteigerungen die Gewinnzone zu erreichen. Facebook hat den Umsatz im ersten Quartal des laufenden Geschäftsjahres im Vergleich mit dem Vorjahr um 52 Prozent erhöht und bei einer operativen Marge von 48 Prozent einen Nettogewinn von 1,5 Milliarden Dollar erwirtschaftet. Das ist knapp ein Drittel mehr als im Vorjahr.

Twitter dagegen hat bei einem etwas geringeren Umsatzzuwachs auf 595 Millionen Dollar einen weiteren Nettoverlust in Höhe von 80 Millionen Einheiten der amerikanischen Währung bekanntgegeben.

Die beiden Internetfirmen entwickeln sich unter anderem deswegen so gegensätzlich, weil sie ungleich «geliebt» werden. Der Kurznachrichtendienst Twitter scheint zwar in aller Munde zu sein, hat aber in den ersten drei Monaten dieses Jahres kaum noch neue Nutzer gewonnen. Ihre Anzahl stagniert bei etwa 300 Millionen Personen, die überwiegend in westlichen Gefilden unterwegs sind. Facebook dagegen konnte die Zahl seiner aktiven Mitglieder weltweit allein seit Anfang Januar um 210 Millionen auf etwa 1500 Millionen steigern. Die beiden Unternehmen sind nicht nur punkto Grösse in unterschiedlichen Galaxien unterwegs, auch ihre Zukunftsperspektiven weichen voneinander ab. Facebook kann vom Trend zu mehr Werbung auf mobilen Kommunikationsgeräten profitieren, weil es weiter neue Mitglieder gewinnt, weil viele davon relativ aktiv sind und weil die Preise für Werbeformate, welche sich auf den verschiedenen Plattformen zur Interaktion ausspielen lassen, in letzter Zeit gestiegen sind. Twitter dagegen konnte bisher nicht das ideale Umfeld dafür schaffen, und die Erlöse blieben unter den ohnehin schon tiefen Erwartungen.

Während Facebook floriert, lässt sich mit Blick auf Twitter fragen, ob das Geschäft mit meist seichten Kurznachrichten Zukunft hat.

Mit Nonsens zum Erfolg

Der neue Trump ist ganz der alte



ANDREAS RÜESCH

Wer mit wachsender Konsternation zuschaut, wie weit es ein politischer Falschmünzer wie Donald Trump gebracht hat, kann sich immer noch in Wunschenken flüchten. Wunschenken ist bei den amerikanischen Republikanern vor allem in zweierlei Sorten en vogue. Die einen klammern sich an die Hoffnung, dass irgendwann Anstand und Vernunft obsiegen werden und die Unterstützung für Trump abbröckeln wird. Doch wie seine jüngsten Kantersiege zeigen, ist die Realität ungnädig mit dieser Sichtweise. Die anderen schicken sich darin, dass die Partei Lincolns, Eisenhowers und Reagans 2016 einen Politclown zum Bannerträger machen wird, aber sie trösten sich mit der Hoffnung, dass Trump mithilfe der richtigen Berater schon noch reifen werde. Ist es nicht beruhigend, dass sogar aus seinem

Wahlkampfstab selber verlautet, Trump wolle mehr Ordnung in seine Kampagne bringen und künftig präsidialer auftreten?

Wie zum Beweis seiner Absichten hat der New Yorker Magnat nun eine aussenpolitische Grundsatzrede gehalten. Sie bietet einen willkommenen Realitätstest. Tatsächlich: Trump hat sich oberflächlich ein Stück weit neu erfunden. In staatsmännischer Pose las er seine Rede von einem Teleprompter ab, während er sonst gerne frei aus dem Unterbewusstsein heraus fabuliert. An seinem Text hatten offensichtlich andere Leute mitgewirkt, die einige der notorischsten Trumpismen – Abschottung der Südgrenze mit einer Mauer, Einreiseperrre für Muslime, Aufrüstung Japans und Südkoreas zu Atomwaffenstaaten, prohibitive Strafzölle auf chinesischen Waren – aus der Rede verbannten.

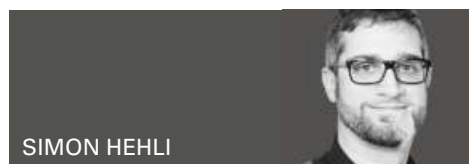
Doch das Resultat ist keineswegs beruhigend, im Gegenteil. Es zeigt vielmehr, dass Trump selbst mithilfe eines Beraterteams nicht fähig ist, ein kohärentes Programm zusammenzustellen. Er wirft Präsident Obama vor, Washingtons Verbündete in der Welt vor

den Kopf zu stossen, fordert aber fast im selben Atemzug, dass Amerika seine Alliierten zu einer «gerechteren» Lastenteilung zwingen solle. Er bietet Russland einen «Deal» an, was der Kreml zwangsläufig als Schwächezeichen deuten wird, und beklagt sich zugleich darüber, dass die USA in der Welt nicht mehr respektiert würden. Er verspricht einen raschen Sieg über die Terrormiliz IS, hat aber keine Strategie dafür und äussert grösste Skepsis gegenüber Militäreinsätzen.

Solch krude Widersprüche stören Trump offenkundig nicht – kein Wunder, denn die intellektuelle Leere seiner Kampagne hat ihm bisher noch nie geschadet. Nun kann man sich damit trösten, dass Trumps Chancen auf die Präsidentschaft minim sind und mit Hillary Clinton eine erfahrene Aussenpolitikerin bereitsteht. Aber auch hier ist vor Wunschenken zu warnen. Wenn sich eine bisher staatstragende Partei einem Nonsens-Politiker an den Hals wirft und sich, wie dies Trump tut, von aussenpolitischen Grundpfeilern wie der Nato und dem Freihandelsprinzip distanziiert, so ist dies in jedem Fall alarmierend.

Pflegefachleute mit ärztlichen Aufgaben

Winterthurer zeigen es Bundesbern



SIMON HEHLI

Die Schweizer Gesundheitspolitik ähnelt derzeit einem blockierten Rückenwirbel: Nichts geht mehr. Seit das Volk vor bald vier Jahren die Managed-Care-Vorlage versenkt hat, gibt es einen Reformstau. Gesundheitsminister Alain Berset kommt nur in Trippelschritten voran, während sich die Ärzte- und die Krankenkassenlobby gegenseitig Steine in den Weg werfen. Und Kosten und Krankenkassenprämien steigen und steigen.

Da ist es erfrischend, wenn wenigstens andere Akteure Innovationslust an den Tag legen. Ein Beispiel ist das Kantonsspital Winterthur, das erfolgreich mit den sogenannten Clinical Nurses experimentiert. Das Rad haben die Winterthurer zwar nicht neu erfunden

– in vielen anderen Ländern übernehmen speziell ausgebildete Pflegefachleute bereits Funktionen, die bei uns heute noch den Ärzten vorbehalten sind. Doch auch wenn es bloss um eine Adaption guter Ideen geht, muss jemand die Pionierrolle übernehmen.

Der Ärztesverband mahnt, die Clinical Nurses könnten den Ärztemangel nicht beheben. Es stimmt, die Schweiz wird nicht darum herumkommen, mehr eigene Mediziner auszubilden. Aber wenn sich die Pflegenden mehr Kompetenzen aneignen, hat das auch positive Auswirkungen auf die Jobqualität der Mediziner. Assistenzärzte kommen, von bürokratischen Arbeiten entlastet, schneller zum Facharzttitel. Und bleiben wohl auch länger im Beruf. Allzu oft erstickt die Papierflut heute die Motivation. Bei der Diskussion um den Ärztemangel geht häufig vergessen, dass das Problem nicht nur beim mangelnden Nachwuchs liegt, sondern auch bei einer relativ hohen Aussteigerquote. Der Frauenanteil wird grösser. Diese Ärztinnen kann man nur

im Beruf halten oder zur Rückkehr nach einer Mutterschaftspause bewegen, wenn sie attraktive Arbeitsbedingungen antreffen.

Ähnliches gilt für die Pflege. Angesichts der ebenfalls drohenden Personallücke ist eine weitere Ausdifferenzierung des Jobprofils der einstigen Krankenschwester sinnvoll. Hier gibt es unter dem Schlagwort «gegen eine Akademisierung» Widerstand. Nun wäre es in der Tat übertrieben, für Tätigkeiten wie Verbandswechsel oder Blutdruckmessungen einen Bachelorabschluss zu verlangen. Gleichzeitig sollte aber die Elite der Pflegenden, die ihr Wissen vertiefen wollen, gefördert werden. Die Zahl der Patienten mit mehreren Krankheiten nimmt zu, bei der komplexen Behandlung können Expertinnen mit Masterabschluss künftig eine Schlüsselrolle einnehmen. Die Initiative, die der Verband der Pflegefachleute lancieren will, ist ein Steilpass für die Politik, solche Fragen eingehend zu diskutieren.

Eine zumindest partielle Deblockierung wäre für das Gesundheitswesen heilsam.

SEITENBLICK



Johan Cruyffs Treue

Von HANS ULRICH GUMBRECHT

Als Favorit und Gastgeber gewann die westdeutsche Mannschaft das Weltturnier von 1974 – und was wir damals bloss ahnten, ist inzwischen sporthistorische Gewissheit geworden. Der brüchig wirkende deutsche Sieg wurde zum Abschied vom ersten Fussball-Jahrhundert, während die im Endspiel unterlegenen Niederländer nicht nur einen bis heute erkennbaren nationalen Stil erfanden und verkörperten, sondern zum Beginn einer immer noch nicht erschöpften Zukunft wurden. Symbolisch war der Auftakt jener Begegnung, als die Niederländer sofort per Steilpass und Dribbling in den deutschen Strafraum vorstießen, nur durch ein Foul vom Ball zu trennen waren und per Elfmeter in Führung gingen, bevor ein einziger Gegner den Ball berührt hatte.

Dieser Kontrast fand seine Parallele jenseits der Stadien. Während sich der deutsche Trainer und der deutsche Fussballverband mit ihrer Mannschaft in einem Autoritätskonflikt über die Gegenwart von Spielerfrauen im Trainingslager erschöpften, der noch die Siegesfeier verderben sollte, lebten die Niederländer selbstverständlich mit ihren Frauen und Freundinnen zusammen. Vor allem entwickelten sie spielend und in Diskussionen mit Coach Rinus Michels die damals neue Formel vom «totalen Fussball», bei dem einzelne Spieler nicht mehr an bestimmte Positionen gebunden waren, sondern tendenziell alle Funktionen und Räume auf dem Spielfeld übernehmen konnten. Plötzlich sahen die Hemden im königlichen Oranje wie ein Äquivalent der neuen Musik aus, die aus England gekommen war, und wie ein Wirklichwerden all der Erneuerungsenergie aus den Studentenbewegungen von 1968.

Vor allem das kantige Gesicht, der Fussball- und der Lebensstil des niederländischen Captains Johan Cruyff, der als Berufung allein seinen Sport ernst nahm, zeigten uns jene provokante Zuversicht, die den jungen Ideologen an den Universitäten gefehlt hatte. Statt des verbindlichen Porsche fuhren Cruyff und seine junge Frau die Cabrioversion jener Citroën Déesse, von der Roland Barthes als Emblem der Gegenwart geschwärmt hatte. Mit dem Modedesigner Daniel Hechter sollten die beiden befreundet sein, Cruyff machte nie ein Hehl daraus, dass er rauchte, und er war der erste berühmte Fussballer, der mit der Nummer 14 eine damals für Ersatzspieler reservierte Zahl auf dem Trikot trug. Als er 1973 nach Barcelona wechselte, hatte er wie nebenbei bemerkt, dass dies als prokatalanische Entscheidung und Kritik an der in Spanien regierenden Militärdiktatur zu verstehen sei.

In seiner Trainerkarriere, die er 1985 begann, blieb der Erfolg Johan Cruyff und Johan Cruyff seiner Unabhängigkeit treu. Er arbeitete für Ajax Amsterdam und den FC Barcelona, ohne sich je auf eine der beiden Seiten festlegen oder durch einen Vorstand von seinen Grundsätzen abbringen zu lassen. Aus Amsterdam brachte er die revolutionäre Idee einer Jugendakademie nach Barcelona und machte sie zur Grundlage für die Führungsrolle, die dieser Klub später gespielt hat. Das Spiel als Raumpotenzial aus vielfältigen Funktionen zu denken, wo selbst ein Torwart zur Anspielposition werden kann, das war jene praktisch-theoretische Obsession, die Cruyff an eine neue Generation von mittlerweile berühmten Trainern weitergegeben hat, ohne sich je auf die banale Enge von Schulbildungen einzulassen. Als er am 24. März in Barcelona an Lungenkrebs starb, war seine Familie bei ihm – und sein Fussball war längst zum Fall der Gegenwart geworden.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Literaturprofessor an der Stanford University. Er schreibt an dieser Stelle über Fussball.

ARCHIV-TROUVAILLEN

Die Wachsrau

bsa. · Die berühmteste Gruselfrau Grossbritanniens wächst in Bern auf. Marie Curtius alias Madame Tussaud modelliert Wachs so kunstvoll, dass der französische Hof auf sie aufmerksam wird. In Versailles porträtiert sie dreidimensional, was Rang und Namen hat. Dann aber wird der charmanten Schönheit die Französische Revolution zum Verhängnis. Danton lässt sie eines Nachts in den Kerker werfen, wo sie fortan für die Republik frisch geköpfte Häupter in Wachs nachzubilden hat. Nur mit einer riskanten Finte gelingt es François Tussaud, seine geliebte Marie zu retten. Sie flüchten nach London. Der Rest ist Erfolgsgeschichte.

NZZ www.nzz.ch/archiv-trouvailles